

Psychische Leiden sind weit verbreitet

Bestandsaufnahme zur psychischen Gesundheit in Europa

Im Rahmen eines grossen Forschungsprojekts haben mehr als 100 Fachleute die bislang umfassendste Analyse zur seelischen Gesundheit in EU-Ländern vorgenommen. Der Ende letzten Jahres vorgelegte Bericht zeigt ein eher düsteres Bild. Seelische Störungen sind häufig, die Betroffenen werden aber nur selten angemessen behandelt.

UWE BEISE

«Keine Gesundheit ohne psychische Gesundheit.» Unter diesem Motto haben WHO und EU-Gesundheitsminister unlängst eine Initiative gestartet. Solche Anstrengungen scheinen auch geboten, liest man den jüngst veröffentlichten Bericht zur Lage der seelischen Gesundheit, den 100 Experten aus 26 EU-Ländern im Auftrag des European College for Neuropsychopharmacology (CNP) unter Mitwirkung des European Brain Council vorgestellt haben. Bei der Analyse wurden die Daten von insgesamt 150 000 Betroffenen berücksichtigt.

Der Bericht, der in «European Neuropsychopharmacology» (2005; 15: 357–376) nachzulesen ist, zeigt, dass psychische Leiden weit verbreitet sind. Im Laufe eines jeden Jahres erleiden 27 Prozent der EU-Bevölkerung, das sind 83 Millionen Menschen, mindestens eine psychische Störung wie etwa eine Depression, bipolare Störung, Schizophrenie, Alkohol- oder Drogenabhängigkeit, Sozialphobie, Panikstörung, generalisierte Angst, Zwangsstörungen, somatoforme Störungen oder Demenz. Das Lebenszeitrisiko, an einer psychischen Störung zu erkranken, liegt mit über 50 Prozent der Bevölkerung sogar noch deutlich darüber. Allerdings muss hierbei bedacht werden, dass Ausmass und Folgen sehr unterschiedlich sind: Viele Menschen erkranken nur kurzfristig, es handelt sich also nur um eine vorübergehende Episode ohne eine weitreichende Beeinträchtigung, die zu Alarmstimmung berechtigt; andererseits liegt der Anteil der chronisch Seelenkranken mit 40 Prozent hoch. Einige der chronisch Kranken sind von der Adoleszenz bis ans Lebensende von ihrem Seelenleiden schwer beeinträchtigt.

Nehmen psychische Erkrankungen zu?

Insgesamt, so weist der Bericht aus, ist ein Anstieg der Prävalenz von psychischen Störungen nicht erkennbar. Allerdings gibt es Ausnahmen: Depressionen und Suchterkrankungen kommen anscheinend etwas häufiger vor.

Diese Erkenntnisse gelten für die gesamte EU, vermutlich dürften ähnliche Ergebnisse auch für die Schweiz zutreffen. Gravierende regionale Unterschiede

Merksätze

- Jedes Jahr erleiden in der EU 83 Millionen Menschen eine psychische Störung, die von kurzer Dauer oder aber chronisch sein kann.
- Die Lebenszeitprävalenz für eine psychische Störung beträgt etwa 50 Prozent.
- Frauen sind häufiger als Männer betroffen. Ausnahmen sind Alkoholismus, andere Suchtkrankheiten und psychotische Störungen.
- Jeder zweite Betroffene hat mindestens zwei psychische Störungen. Komorbidität verschlimmert oft den Grad der sozialen Beeinträchtigung und Behinderung und erhöht das Risiko für Suizid, Hospitalisierung, Arbeitslosigkeit und Isolation.
- Wahrscheinlich sind psychische Störungen im letzten Jahrzehnt nicht häufiger geworden.
- Nur jeder vierte Betroffene erhält zumindest eine minimale Behandlung. Therapien unterbleiben vor allem bei Kindern und jungen Erwachsenen, bei Angststörungen und Substanzabhängigkeit.

scheinen dem Bericht zufolge nicht zu bestehen.

Dafür gibt es aber durchaus Differenzen zwischen den Geschlechtern: Frauen weisen gegenüber Männern ein höheres Risiko auf, an psychischen Störungen wie Angst, Depression und somatoformen Störungen zu erkranken sowie komplexe komorbide Störungsbilder zu entwickeln. Da die meisten psychischen Störungen bei Frauen im gebärfähigen Alter auftreten, ist einsichtig, dass negative Auswirkungen auch für die Nachkommen zu befürchten sind.

Grundsätzlich lässt sich feststellen, dass sich die Mehrheit der psychischen Störungen in Kindheit und Adoleszenz entwickeln. Bleibt eine adäquate Behandlung aus, können die Folgen für das ganze Leben prägend sein.

Therapie mangelhaft!

Und gerade daran mangelt es offenbar immer noch. Die Erhebung ergab, dass nicht einmal ein Drittel aller Betroffenen eine angemessene oder überhaupt irgendeine Behandlung erfahren. Die Erfahrung zeigt vielmehr, dass oft Jahre, manchmal sogar Jahrzehnte vergehen, bevor endlich eine Therapie aufgenommen wird. Ausgenommen davon sind unverkennbare Erkrankungen wie schwere Depressionen und akute Psychosen.

Ein verspäteter Behandlungsbeginn bedeutet oft Komplikationen im weiteren Verlauf. «Die Besorgnis erregend niedrige Behandlungsrate von psychischen Störungen, die in keinem anderen Bereich der Medizin in diesem Ausmass bisher beobachtet werden konnte, kann nicht allein mit der immer noch anhaltenden Stigmatisierung erklärt werden», glauben die Autoren.

Bestätigt hat die Analyse den hinlänglich bekannten Befund, dass eine psychische Erkrankung oft nicht allein kommt, eine reine Depression oder eine reine Panikstörung treten beispielsweise eher selten für sich auf. Die häufigsten Muster sind früh auftretende Angststörungen, die dann im weiteren Verlauf von somatoformen, Sucht- und depressiven Erkrankungen gefolgt werden.

Hohe ökonomische Belastungen

Angesichts der Häufigkeit erstaunt es wenig, dass psychische Störungen massgeblich zu Arbeitsunfähigkeit beitragen, viel mehr als somatische Erkrankungen. Dabei entstehen mehrheitlich indirekte Kosten, die beispielsweise durch Frühberentung, Arbeitsausfall und verringerte Produktivität entstehen. Allein 130 Milliarden Euro veranschlagt die Studie für

diese indirekten Kosten in Europa. Auf dagegen «nur» 110 Milliarden Euro werden die direkten Kosten beziffert, die etwa durch Hospitalisierung oder ambulante Behandlung aufzubringen sind. Die medikamentöse Therapie strapaziert das Gesamtbudget nur geringfügig; gerade einmal 4 Prozent der Gesamtkosten gehen auf ihr Konto. Noch kostengünstiger, aber sicher oft nicht weniger notwendig oder weniger effizient sind Psychotherapien. Der Kostenanteil liegt bei deutlich unter einem Prozent.

Insgesamt, so das Fazit des Studienleiters Professor Hans-Ulrich Wittchen von der Technischen Universität Dresden, «müssen wir in unserem Verständnis für psychische Störungen umlernen». Diese seien eben keine Seltenheit, jeder könne zu jedem Zeitpunkt seines Lebens betroffen sein. Wittchen und seine Kollegen hoffen nun, dass die Daten des Berichts weit reichende Konsequenzen für eine bessere Forschung und Versorgung der Betroffenen haben werden. Was die WHO-Initiative in den nächsten Jahren bringen wird, bleibt abzuwarten. ■

Uwe Beise

Interessenkonflikte: keine

Rotkreuz-Notrufsystem



Sicherheit rund um die Uhr für ältere, kranke und behinderte Menschen.

Weitere Informationen:

Rotkreuz-Notrufsystem
Tel. 031 387 71 11
notruf@redcross.ch

oder bei Ihrem
Rotkreuz-Kantonalverband

Schweizerisches Rotes Kreuz 